
Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris
(Institut historique allemand)
Band 6 (1978)

DOI: 10.11588/fr.1978.0.49130

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

ERNST SCHULIN

ZWEI BÜCHER ZUR FRANZÖSISCHEN GESCHICHTSWISSENSCHAFT DES SPÄTEN 19. JAHRHUNDERTS*

Das Interesse französischer Historiker an der Geschichte der Geschichtswissenschaft ist im allgemeinen auffallend gering, – noch viel schwächer als das der englischen, die immerhin durch Gooch und Butterfield auf den informativen und erkenntniskritischen Wert einer solchen Beschäftigung hingewiesen wurden. Während es in Deutschland, Italien, Polen und den Vereinigten Staaten seit langem verschiedenartige problemgeschichtliche Behandlungen der eigenen Wissenschaft gibt, kennt Frankreich traditionell beinahe nur ihre Erfassung durch literarische Kritik, durch Biographien und durch Bibliographien. Seitens des Auslandes, etwa deutscherseits, ist die französische Geschichtswissenschaft nur wenig besser behandelt worden, immerhin mit größerem Interesse als die englische. Das Buch des Schweizer Historikers Peter STADLER über »Geschichtsschreibung und historisches Denken in Frankreich 1789–1871« (1958) mag für heutige Fragestellungen etwas zu sehr auf die »großen Historiker« konzentriert sein, ist aber immer noch ein keineswegs überholter, eindringlicher und nützlicher Überblick über diesen Zeitraum. Für die Phase nach 1871, in der, später als in Deutschland, die breite geschichtswissenschaftliche Entwicklung einsetzte, fehlte bisher nicht nur ein vergleichbarer Überblick, sondern auch sehr viel Vorarbeit, – obwohl hier nun ein gesteigertes Erkenntnisinteresse vorliegt. Im Laufe der letzten sechzig Jahre hat ja die französische Geschichtswissenschaft in ziemlich unerwarteter Weise quantitativ und qualitativ wohl alle anderen in Europa überrundet. Das ist nicht leicht zu erklären. Im einzelnen kennt man eigentlich nur die nahezu dramatische Linie der wissenschaftlichen Auffassungen über die Französische Revolution von Aulard bis Furet. Und im großen ganzen weiß man, daß der Neuaufbruch der französischen Geschichtswissenschaft, der mit der Gründung der *Annales* 1929 begann, nicht nur Vorläufer gehabt hat, sondern vor allem eine mächtige, offenbar ganz anders ausgerichtete Schule, gegen die er sich artikulierte. Deutlich erkennbar geworden ist dieser »Gegner«, also wohl die herrschende Richtung der französischen Geschichtswissenschaft seit Ende des 19. Jahrhunderts, durch die emotionell gefärbten Verlautbarungen der *Annales*-Anhänger aber nie geworden.

Zwei unabhängig voneinander ausgearbeitete Bücher führen hier weiter, eines aus Frankreich und eines aus den Vereinigten Staaten. Das französische, von

* Besprechung von: Charles-Olivier CARBONELL, *Histoire et Historiens, une mutation idéologique des historiens français, 1865–1885*. Toulouse (Privat) 1976, 605 S. William R. KEYLOR: *Academy and Community; the Foundation of the French Historical Profession*. Cambridge/Mass (Harvard Univ. press) 1975, 286 S.

Charles-Olivier Carbonell, einem Schüler Godechots in Toulouse, dem wir uns zuerst zuwenden wollen, war ebenso wie das amerikanische zunächst auf die Gesamtzeit zwischen den Kriegen 1871 und 1914 angelegt, wurde aber wegen der zeitraubenden quantifizierenden Untersuchungen auf 1865–1885 eingeschränkt, in vielen Einzelfragen sogar auf noch weniger Jahre. Dabei hat es mehr als den doppelten Umfang des amerikanischen und ist ungleich reicher an Material und speziellen Forschungsergebnissen. Wenn man von den Gesichtspunkten und Fragestellungen deutscher historiographiegeschichtlicher Arbeiten geprägt und wohl auch verwöhnt ist, fällt der Mangel einer entsprechenden französischen Tradition sehr auf, zumal der Verfasser deutschsprachige Werke wie etwa das von Stadler praktisch überhaupt nicht berücksichtigt. Entsprechende Erwartungen werden also nicht erfüllt. Unbefangen wird stattdessen alles mögliche quantifiziert, und man muß sich erst an den (in Frankreich natürlich keineswegs traditionslosen) selbstbewußten, etwas plakativen Darstellungsstil gewöhnen, an die (dort jetzt beliebte) eigentümliche Mischung von knallharten Tabellen und lautstarkem emotionellem Engagement. All das hat aber den Vorzug großer Deutlichkeit der Aussagen und ihrer Voraussetzungen.

Carbonell zieht gegen verschiedene Legenden zu Felde: gegen die Legende von den meisterhaften, also schulbildenden Historikern Taine, Renan, Fustel de Coulanges; gegen die von der »positivistischen Schule«, die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts geherrscht habe; von der Bedeutung der politischen Ereignisse von 1871 für die Geschichtswissenschaft; von der Bedeutung des deutschen Einflusses; von dem typisch bürgerlichen Charakter der damaligen Geschichtsschreibung. Er nimmt sich vor, bei seiner eigenen Untersuchung nicht die üblichen literaturgeschichtlichen oder philosophischen, sondern soziologische Fragestellungen anzulegen, und zwar aufgrund der gesamten (nicht nur der hervorragenden) geschichtswissenschaftlichen Produktion dieses Zeitraums. Im Untertitel verspricht er eine ideologische Veränderung der französischen Historiker 1865–1885.

Zunächst untersucht er quantitativ die historische Produktion. Bis 1865, stellt er fest, kann man in Frankreich noch nicht von einem »Jahrhundert der Geschichte« sprechen, wie es so beliebt ist. Der Anteil der Geschichte an der gesamten Buchproduktion ist 1763–1874 ziemlich konstant; im 17. Jahrhundert gab es prozentual sogar mehr historische Bücher. Die historischen Gesellschaften vermehren sich im 19. Jahrhundert nicht in dem Maße wie andere wissenschaftliche Vereinigungen. Erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts nimmt die Geschichte in der Universität, in Akademien und Zeitschriften zu. Die Produktion untersucht der Verfasser differenzierter nur für 1870–1874, wobei er den großen Anteil religionsgeschichtlicher, allerdings nicht unbedingt wissenschaftlicher Werke betont. Es sei gern hervorgehoben, was bei dieser Art von Tabellen nicht selbstverständlich ist: daß der Verfasser viele Bücher nicht nur seitenzahlmäßig registriert, sondern wirklich aufgeschlagen hat. Über Charakterisierungen wie »nationalistisch« oder »europazentrisch« kommt er aber kaum hinaus, und die Vorläufigkeit seiner Ergebnisse auch nach rein quantifizierender Fragestellung ist überdeutlich. Man muß warten, bis es ähnliche Forschungen über andere Jahre und über andere Länder gibt.

Es folgt eine Bestandsaufnahme der Historiker 1866–1875, mit einem regelrechten dreiundzwanzigseitigen Atlas. Immer wieder ertappt man sich bei der Neigung, von allen solchen genauen Berechnungen verblüffende Ergebnisse zu erwarten. Das ist natürlich die Ausnahme. Aber sie kommt vor, in diesem Falle besonders bei der hohen Zahl von Klerikern unter den damaligen Historikern. Unter sechsen war einer Mönch oder Priester (meistens Weltklerus). Hochinteressant auch der große Anteil Adliger, auf den Carbonell auch personell und begründungsmäßig genauer eingeht. Erst die drittgrößte Gruppe produzierender Historiker nach Adel und Klerus sind die Universitätsprofessoren und Lehrer, dann folgen die Archivare, dann die Journalisten. Auch hier muß die Vorläufigkeit einer solchen zehnjährigen Bestandsaufnahme betont werden, darüberhinaus fehlen Vorüberlegungen über die Reichweite dieses Maßstabes der gedruckten Produktion. Die Bedeutung des Bürgertums in der Geschichtswissenschaft wird aber auf unerwartete Weise relativiert. Hier könnte Carbonell ein wichtiger Anstoß für entsprechende Untersuchungen im deutschen Raum werden, an denen es erheblich mangelt.

Der zentrale Abschnitt des Buches ist der vierte über die historischen »Schulen«. Gegen die landläufige Vorstellung einer irgendwie von Taine, Renan und Fustel de Coulanges beeinflussten, nach 1871 zur Herrschaft kommenden »positivistischen« Schule stellt Carbonell fest: Die drei genannten Historiker hatten erhebliche publizistische Wirkung, wollten auch programmatisch ihre jeweilige Richtung verbreiten, waren aber tatsächlich nicht schulbildend. Er nennt sie *faux maîtres d'école*, geht aber näher nur auf Taine ein, in dessen gesamt-kultureller Betrachtungsweise er sehr richtig eine Vorform moderner Strukturgeschichte, also eigentlich ein Antimodell für die vorherrschende historische Richtung seiner eigenen Zeit sieht. Die kurze Beurteilung Fustels de Coulanges überzeugt weniger. Nur die politischen Aspekte seiner Germanophobie, die später die *Action française* ausnutzte, werden herangezogen. Daß im Einfluß auf Universitätsstudium und Forschung im eigentlichen Sinne das »Schulbildende« liegt und Fustel de Coulanges hier eine eminente Rolle gespielt hat, liegt jenseits der Maßstäbe und Untersuchungsmethoden des Verfassers. »Schule« heißt für ihn eigentlich Zeitschrift, deren Mitarbeiter und deren nicht literarische oder wissenschaftliche, sondern politisch-weltanschauliche Bedeutung. Zu den »falschen Meistern« und ihren historischen Werken kann er also nur feststellen: *Grâce à elles, l'utopie scientiste se répand partout* (S. 297).

Als eigentliche Schule läßt Carbonell auch nicht die »Positivisten« gelten – indem er hier gegen Marrou, Febvre und weitverbreiteten Sprachgebrauch eine Begriffsklärung vornimmt. Man bezeichnet die französische Geschichtswissenschaft nach 1870 mit ihrer Betonung streng wissenschaftlicher empirischer Einzelforschung und weltanschaulicher Neutralität als »positivistisch«, weil Gabriel Monod in der ersten Nummer der »Revue historique« verkündet hatte: *Notre Revue sera un recueil de science positive*. Das kollidiert begrifflich mit Comtes *philosophie positive* und dem entsprechenden *Positivismus*, also mit einer von den Historikern größtenteils abgelehnten Geschichtsphilosophie. Nur Louis Bourdeau hat die Geschichtswissenschaft 1888 im Sinne Comtes als *science positive* zu erfassen versucht, jenseits von Personen- und Ereignisgeschichte,

trennte sich dadurch aber von der herrschenden Richtung und wurde zum Vorläufer der *Annales*. Man kann nur hoffen, daß diese Klarstellung ins wissenschaftliche Allgemeinbewußtsein eindringt.

Bei der herrschenden Schule sind wir damit noch nicht, Carbonell hat durch diese Operationen nur den Weg dafür freigelegt. Seine Hauptthese ist nun – korrespondierend zu seinen Ergebnissen bei Publikationen und Historikern –, daß man gar nicht von einer, sondern von zwei herrschenden Schulen sprechen muß: von der katholisch-royalistischen Gruppe um die »Revue des questions historiques« und von der kritisch-objektiven oder – weltanschaulich ausgedrückt – protestantisch-republikanischen Gruppe um die »Revue historique«. Die erste Gruppe ist die eigentliche Entdeckung Carbonells, der er denn auch den längsten Abschnitt widmet. 1866 wurde nicht nur die »Revue critique d'histoire et de la littérature«, der wissenschaftsgeschichtliche Vorreiter der »Revue historique«, begründet, sondern auch, als erste französische speziell historische Zeitschrift, die »Revue des questions historiques«, die bis 1939 bestand. Ihr Ziel war, auf wissenschaftlichem Wege die »geschichtliche Wahrheit« wiederherzustellen, d. h. Papsttum, Königtum und Aristokratie gegen die Angriffe des Rationalismus und Liberalismus zu verteidigen. Unter den Mitarbeitern sind kaum bekannte Namen (außer Léon Gautier oder später Gustave Fagniez, der ursprüngliche Mitherausgeber der *Revue historique*), aber zweifellos ist hier ein wichtiges Bindeglied zwischen gegenrevolutionärem Geschichtsdenken des frühen 19. Jahrhunderts und ebensolchem, immer noch erstaunlich wirkungsvollem des frühen 20. Jahrhunderts wiederentdeckt worden: *à mi-chemin entre Joseph de Maistre et Charles Maurras* (S. 328). Man wüßte allerdings gern Genaueres über die Verbreitung und Finanzierung sowie über die wissenschaftlich produktiven und kritischen Leistungen dieser »Schule«, die vor allem für die Mittelalterforschung nicht ohne Bedeutung gewesen sein dürfte.

Deutlich wird durch diese Wiederentdeckung nicht nur, wie wenig man von einer Alleinherrschaft der durch die »Revue historique« repräsentierten Geschichtswissenschaft sprechen kann, sondern auch, wie oppositionell deren Position war. Carbonell nennt sie zwar *Ecole Méthodique* gegenüber der *Ecole Catholique*, aber mehr als die spezifische Wissenschaftlichkeit dieser Schule betont er das tatsächlich erstaunliche Übergewicht protestantischer Historiker und deren gemäßigt republikanische Einstellung. Genauer wird das freilich nur bei dem einzigen Historiker nachgewiesen, der in diesem Buch sozusagen als »Held«, also auch mit biographischer Ausführlichkeit behandelt wird, bei Gabriel Monod, dem Gründer der *Revue historique*. Man muß außerdem hinzufügen, daß der weltanschaulich-polemische Charakter der *Ecole Méthodique*, der hier soviel stärker und differenzierter als bisher hervortritt, natürlich schon durch die Sichtweise des Verfassers favorisiert wird. Für die Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen hat er ein zu pauschales Vorurteil gegenüber der »Illusion« kritisch-objektiver Gelehrsamkeit auf dem Gebiet der Geschichte.

Die beiden letzten Abschnitte können hier übergangen werden. Sie handeln über den Einfluß der Ereignisse von 1870/71 und den der deutschen weiterentwickelten Wissenschaft auf die französischen Historiker; beides hält der Verfasser, z. T. anhand etwas grober linguistischer Beobachtungen, für überschätzt.

Es wird deutlich geworden sein, daß es sich insgesamt um ein sehr diskutables, lebendiges, aber in vielem provisorisches Buch handelt, über einen Bereich zwischen Wissenschaftsentwicklung und historisch-politischem Allgemeinbewußtsein. Die im Untertitel versprochene ideologische Veränderung französischer Historiker 1865–1885 wird eigentlich nur abgeschwächt deutlich gegenüber gewissen Konstanten des historischen Interesses.

Der amerikanische Historiker Keylor, Schüler von Barzun an der Columbia-Universität, behandelt ebenfalls einen Bereich zwischen Geschichtswissenschaft und öffentlichem historisch-politischem Interesse, kümmert sich dabei weniger als Carbonell um die Produktion historischer Bücher und Zeitschriften, bekommt aber doch die wissenschaftlichen Veränderungen und ihre politisch-kulturellen Auswirkungen weit deutlicher ins Blickfeld. Er fragt nach den Voraussetzungen für die erstaunliche quantitative und qualitative Entwicklung der französischen Geschichtswissenschaft der letzten 60 Jahre, die wir eingangs erwähnten, und sucht sie im Schnittpunkt von Institutionen- und Geistesgeschichte. Ministerialakten und Nachlässe einzelner Gelehrter bilden neben dem gedruckten Material die Quellengrundlage, die nach herkömmlichen Methoden ausgewertet wird.

Auch Keylor betont den Reformbeginn vor dem deutsch-französischen Krieg, aber nur als »Vorspiel«. Der Unterrichtsminister und Althistoriker Duruy suchte die Religion als Zentrum von Bildung, Hochschul- und Schulunterricht durch die Geschichte, besonders die Nationalgeschichte, zu ersetzen und gründete 1868 die *Ecole Pratique des Hautes Etudes*. Wirksam wurde das aber doch erst in der Regeneration des französischen Geistes nach der Kriegskatastrophe. Der Stellenwert, den hierbei die Geschichtswissenschaft erhielt, erinnert bei allen Unterschieden fast an die hohen Erwartungen, die bei der Gründung der Berliner Universität 1810 an diese Wissenschaft geknüpft wurden. Neben Monod weist der Verfasser diesen öffentlichen Anspruch vor allem an der Tätigkeit von Ernest Lavisse nach, der durch seine Schulgeschichtsbücher die weiteste Verbreitung fand und sowohl die früheren Ideale des religiösen Glaubens und der monarchischen Loyalität als auch den modernen indifferenten, skeptischen Geist durch den *esprit nationale* zu ersetzen suchte. Auf Patriotismus kam es dabei mehr an als auf Parteinahme für eine bestimmte politische Ideologie.

Wenn auch die bei Carbonell so deutlich werdende Gegenrichtung der *Ecole Catholique* unbeachtet bleibt, so scheint mir hier doch eine umfassendere Interpretation der neuen Bedeutung der Geschichte gelungen zu sein, die freilich mehr in institutionellen Plänen und Neuerungen als in Buchproduktionsziffern faßbar wird. Keylor kann die Veränderung natürlich auch dank des größeren zeitlichen Rahmens viel deutlicher zeigen. Die nationalkulturelle Bedeutung der Geschichtswissenschaft führt zur entsprechenden Reform der Sorbonne, die bis 1878 nur zwei historische Lehrstühle besessen hatte (Berlin und Leipzig hatten je acht), sich dann aber auch seminarmäßig ausdehnte. 1886 wurde bekanntlich sogar die Erforschung der Französischen Revolution durch einen besonderen Lehrstuhl institutionalisiert. Keylor zeigt aber nun die kulturpolitischen Enttäuschungen, die mit dieser Hofierung der Geschichtswissenschaft verbunden waren. Eine allgemeingültige Theorie und Methodologie dieser Wissenschaft

gelang nicht, und sie selber spezialisierte sich und verlor dadurch an öffentlicher Bedeutung. Als relativ wichtigen Methodologen kann Keylor neben Langlois nur Charles Seignobos vorstellen, der einen Mittelweg zwischen Literatur und Wissenschaft oder, wie Seignobos selber es sah, zwischen lateinischer Rhetorik und germanischer Sammelarbeit suchte. Neben diesen Darstellungsproblemen tritt die Objektivitätsfrage viel stärker zurück als in den etwa gleichzeitigen deutschen und italienischen geschichtsphilosophischen Bemühungen.

Theorielosigkeit und Spezialisierung der Geschichtswissenschaft führten um die Jahrhundertwende, so die These von Keylor, zur Suche nach einem neuen »Paradigma«. (Er weist selber auf seine Anregung durch Thomas S. Kuhns wissenschaftsgeschichtliches Modell hin, das er hier für das kulturwissenschaftliche Gesamtsystem anwendet.) Die Soziologie bot sich an. Durkheim attackierte die Geschichtswissenschaft als zu sehr von Deutschland inspiriert und als Faktensammelsurium ohne Vorkenntnisse der gesellschaftlichen Gesetze. Seitens der Psychologie wandte sich Paul Lacombe gegen den sterilen Empirismus der Ereignisgeschichte und schlug vor, die Institutionen auf die beherrschenden seelischen Kräfte zurückzuführen, – kaum anders als Wundt oder Lamprecht in Deutschland. Henri Berr suchte die Geschichte, aber eine neuaufgefaßte Geschichte, als Synthese der Wissenschaften zu retten. Geradezu dramatisch versteht Keylor den Kampf dieser verschiedenen Wissenschaftsentwürfe um die Gunst des Ministeriums und der öffentlichen Meinung zu schildern. So sehr alle Richtungen nebeneinander weiterbestehen, so erkennt er doch seit dem Einzug Durkheims in die Sorbonne 1902 dessen dominierende Stellung im französischen Erziehungssystem bis 1914.

Hiermit habe ich nur die Hauptlinie von Keylors Buch nachgezeichnet, das darüberhinaus eine Reihe aufschlußreicher Einzelbeobachtungen bietet. Besonders interessant ist etwa die Untersuchung der politischen Haltung der Historiker zur Republik in den Jahren der Dreyfus-Affäre. Den »republikanischen Consensus« sieht der Verfasser hierbei in Auflösung befindlich, aber es ist doch bemerkenswert, daß sich bei den vehementen Auseinandersetzungen an den Pariser Hochschulen die meisten Historiker zusammen mit den Sozialwissenschaftlern entschieden auf die Seite von Dreyfus stellten. Das war eine staatstragende Haltung zugunsten der laizistischen Republik, nicht zugunsten der Autoritäten Militär, Kirche, Adel und Großbürgertum, deutlich vorgezeichnet durch die Entwicklung seit 1865/71, aber doch den französischen Nationalismus verändernd. Noch bedeutender ist die feststellbare Breitenwirkung in der jüngeren Generation, bei den Geschichtslehrern, die sich aus republikanischem Bewußtsein vom Nationalismus der Älteren abkehrten und Wortführer antimilitaristischer, internationaler Ideen wurden, damit aber freilich auch starke rechtsnationalistische Gegenbewegungen provozierten. Aufschlußreich ist das alles nicht zuletzt im Vergleich zu der ganz anderen politischen Verhaltensweise deutscher Historiker und Geschichtslehrer in der Zeit des Kaiserreichs oder der Weimarer Republik.

Bot Carbonell vor allem ergänzungsbedürftige Einzelforschungsergebnisse, so finden wir bei Keylor einen gut durchdachten, brauchbaren, aber noch auszufüllenden Gesamtentwurf. Er ist freilich auch mehr auf institutionelle und poli-

tisch-gesellschaftliche Bedingungen der Geschichtswissenschaft ausgerichtet als auf die wissenschaftliche Entwicklung selber, zeigt aber eindrucksvoll, wie sehr diese Entwicklung von solchen Faktoren bestimmt war. Fragt man, wieviel mehr nun über die Voraussetzungen für die französische Geschichtswissenschaft der letzten 50, 60 Jahre bekannt ist, für das, was Traian Stoianovich das »Annales-Paradigma« genannt hat, so darf wohl weniger als bisher der Akzent auf die herausfordernde Übermacht der traditionalistischen, »positivistischen« ereignis- und politikgeschichtlichen Forschung gelegt werden, auch weniger auf die wegbereitende Vorläuferschaft von Berrys *synthèse historique*. Traditionskritisch (etwa im Vergleich zu Deutschland und England) war schon die Geschichtswissenschaft seit 1865/71, und ihre Auseinandersetzung mit Ansprüchen und Fragestellungen der Philosophie, Psychologie, Soziologie und anderen Wissenschaften war sichtlich offener und produktiver als anderswo. Die Auseinandersetzung hat zu einer solchen gut organisierten, eng nebeneinander, nämlich meist sogar zentral in der Hauptstadt bestehenden Vielfalt historischer Forschungen geführt, daß diese Konstellation wohl hauptsächlich für die günstige Weiterentwicklung verantwortlich zu machen ist. Man darf gespannt sein, wieweit diese Vermutung durch weitere wissenschaftsgeschichtliche Forschungen bestätigt wird.